

Der Mann, den sie nicht hängen konnten

Autor(en): **Walbrook, H.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mann, den sie nicht hängen konnten

VON H. M. WALBROOK • ÜBERSETZUNG VON MART MARTIN

Während des Weltkrieges, als viele Londoner Polizisten in die Armee eintraten, tat ich gelegentlich Dienst bei der damals neugegründeten Ersatzpolizei. Dieser Dienst bestand darin, daß ich in einem kleinen, sauberen Polizeibureau von abends acht Uhr bis Mitternacht sitzen blieb und auf irgendwelche Meldungen der Revierpolizei wartete. Einige Stühle und ein Stehpult bildeten das einzige Mobiliar dieses Polizeipostens. An den Wänden hingen überall Zettel mit den Ueberschriften «Verloren», «Gestohlen», «Gefunden». Auch ein Band gehetzter Nummern der «Police Gazette» war vorhanden. Diese Zeitung war reich illustriert mit Photos von durchgebrannten Verbrechern und Fingerabdrücken. Auf dem Stehpult lag das dicke Protokollbuch, in das alle Meldungen und Vorkommnisse der Nacht eingetragen werden mußten.

Immer, wenn ich diesen Dienst antrat, übergab mir der Offizier der regulären Polizei das Bureau und teilte mir zugleich mit, was alles passiert und was eventuell noch zu erwarten war. Dieser Offizier war ein düsterblickender, kurzangebundener Mann, und ich war jedesmal froh, wenn dieses kurze Zusammensein beendet war und er den Posten verließ.

Eines Abends aber, im November 1917, blieb er nach den erteilten Instruktionen noch im Bureau stehen, musterte mich mit einem Seitenblick und erklärte schließlich, daß ich diese Nacht wahrscheinlich einen Besucher erhalten werde. Ich fragte ihn, was das für ein Besucher sein werde, und wieder warf er mir einen kurzen, scharfen Blick zu.

«Haben Sie schon vom Babbacombe-Mord gehört? Von dem Mann, den sie nicht hängen konnten?»

Ich gab zu, von diesem Fall gehört zu haben, sagte aber, daß ich mich nicht an Einzelheiten erinnern könne.

«Wells», sagte er nach einer kleinen Pause, «als man den Mann hängen wollte, versagte die Falltür, und das Todesurteil wurde deshalb zu lebenslanglichem Zuchthaus umgewandelt. Das war im Jahre 1885. Der Mann hat sich gut aufgehört und wurde 1907 begnadigt. Er wohnt jetzt hier in der Gegend und kommt oft auf einen kleinen Besuch — um zu plaudern. Er erzählt dann gerne von seinen Erfahrungen und behauptet noch heute, unschuldig zu sein. Er sagt auch, er hätte schon damals gewußt, daß man ihn nicht hängen werde. Sogar am Abend vor seiner Hinrichtung, als man ihm mitteilte, sein Gnadengesuch sei abgewiesen worden und er werde am nächsten Morgen gehängt; da habe er nur gelächelt und gesagt, er wisse ganz genau, daß er wie ein guter Christ im Bett sterben werde.»

Nach diesen Worten verließ der Offizier den Posten, und ich blieb allein zurück. Auf den Besuch eines so interessanten Mannes war ich natürlich sehr gespannt, aber ich sollte nicht die Ehre haben, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Der einzige Besucher dieser Nacht war ein Pfarrer, der seinen verlorenen Hund suchte und eine genaue Beschreibung zu Protokoll gab. Die Erzählung des Offiziers ließ mir aber keine Ruhe, und ich fand später Gelegenheit, den Fall genau zu untersuchen.

Im Herbst 1884 lebte in Babbacombe ein 68 Jahre altes Fräulein, Miß Keyse. Sie war sehr reich, bewohnte ein großes, zweistöckiges Haus, «The Glen» genannt, und hielt vier Hausangestellte. Zwei von diesen waren Schwestern, Jane und Eliza Neck, zwei treue Seelen, von denen die erstere schon 36 Jahre und die andere 40 Jahre in Miß Keyse's Diensten standen. Dann war eine Köchin da, eine junge Frau Elizabeth Harris und endlich ein junger Mann von zwanzig Jahren, John Lee, der eigentlich als «Mädchen für alles» angestellt war. Er schlief in einem kleinen Raum neben dem Speisezimmer im Erdgeschoß und erhielt neben freier Station ein Gehalt von einer halben Krone (ungefähr drei Franken) die Woche. Er hatte schon als vierzehnjähriger Knabe einmal bei Miß Keyse gedient, hatte sie aber nach kurzer Zeit verlassen und verschiedene andere Stellen angenommen. Im Januar 1884 wurde er wegen Diebstahl zu sechs Monaten Zuchthaus verurteilt, und nach Abbüßung seiner Strafe wurde er auf die Bitte der Köchin, die seine Halbschwester war, wieder von Miß Keyse angestellt.

Zu dieser Zeit war John Lee mit einem Mädchen aus

der nahen Stadt Torquai verlobt, sah aber mit der Zeit immer mehr ein, daß er mit seinem kleinen Gehalt wohl nie zum Heiraten kommen würde.

Das machte den jungen Mann mürrisch und unzufrieden. Nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit seiner Herrin. Schon oft hatte ihm Miß Keyse geraten, nach den Kolonien auszuwandern, da er doch dort bedeutend bessere Chancen habe, sich emporzuarbeiten.

Als seine Aussicht auf Heirat immer mehr entwand, schrieb er seiner Braut, erklärte ihr die trostlose Lage und schlug vor, die Verlobung aufzuheben. Davon aber wollte das Mädchen nichts wissen, beteuerte seine Liebe und versprach zu warten, bis sich die Verhältnisse gebessert hätten.

Eines Tages, im Oktober, als er wieder einmal mit seinem Schicksal haderte, teilte er der Köchin mit, er beabsichtige «The Glen» zu verlassen.

«Ich bezweifle, daß dir Miß Keyse ein gutes Zeugnis ausstellen wird», entgegnete diese.

«Wenn sie es nicht tut, dann werde ich dieses Haus in Asche zurücklassen», antwortete John Lee verbissen.

Am 28. Oktober kam er, vor Wut weinend, in die Küche gelaufen und erzählte, sein Gehalt sei auf 2 Schilling die Woche herabgesetzt worden. Uebrigens habe Miß Keyse immer etwas zu nörgeln, und wenn er sie einmal auf den nahen Klippen allein treffen würde, so könnte sie etwas erleben. Aber, fügte er bei, er würde sich schon zu rächen wissen.

Miß Keyse war sehr fromm. Sie hielt streng darauf, daß der ganze Haushalt sich jeden Abend um 11 Uhr bei ihr im Speisezimmer versammelte, wo das «Familiengebet» gesprochen wurde.

Am 14. November verließ John Lee kurz nach dem Nachtessen das Haus und kam einige Minuten vor 11 Uhr zum Familiengebet wieder zurück. Die Köchin, die sich an diesem Tage nicht wohl fühlte, hatte die Erlaubnis erhalten, sich schon früh zu Bett zu begeben, und als sich auch John Lee nach der Andacht in seine Kammer zurückzog, blieben nur die zwei treuen und ergebenen Dienerinnen zurück.

Miß Keyse, die gewöhnt war, immer erst lange nach Mitternacht ins Bett zu gehen, blieb auch diese Nacht noch lange im Speisezimmer und schrieb in ihr Tagebuch. Meistens waren es religiöse Gedanken, die sie eintrug; sehr selten nur schrieb sie die Vorkommnisse des Tages nieder.

Eliza Neck hatte inzwischen das Schlafzimmer ihrer Herrin im ersten Stock zurechtgemacht und ihr die gewohnte Tasse Kakao auf den Nachttisch gestellt. Während dieser Zeit war Jane im ganzen Hause herumgewandert, um zu sehen, ob auch alle Türen und Fenster gut geschlossen seien.

Zwanzig Minuten vor ein Uhr brachte Eliza Miß Keyse die angezündete Schlafzimerkerze in das Speisezimmer, wünschte «Gute Nacht» und zog sich in das mit ihrer Schwester geteilte Schlafzimmer zurück.

Etwas später begab sich auch Miß Keyse in den ersten Stock, kleidete sich teilweise aus und zog einen Schlafrock an. Um zwei Uhr nachts aber sah man immer noch Licht in Miß Keyse's Schlafzimmer.

Zwischen drei und vier Uhr wurde die Köchin wach. Sie roch Rauch und Feuer, sprang aus dem Bett und rannte in das Zimmer der zwei alten Dienstmädchen und schrie ihnen zu, das Haus wäre in Flammen.

Eliza und die Köchin bemerkten nun, daß das Feuer und der Rauch aus dem Speisezimmer kamen, rannten die Treppe hinunter und öffneten die Türe.

Das ganze Zimmer brannte, und am Boden lag die Leiche ihrer Herrin. Ihr Kopf wies fürchterliche Wunden auf, und die Kehle war ihr durchgeschnitten worden.

Lee war inzwischen, nur teilweise angezogen, aus seiner Kammer getreten und die Treppe hinaufgelaufen. Er begegnete Elizas Schwester, der der Schrecken in die Glieder gefahren war und die deshalb nur langsam die Treppe herunterkam. Lee bemerkte ihre Schwäche und bot ihr seine Hilfe an, indem er sie um die Hüfte faßte und stützte. Dadurch, so wurde später erklärt, habe sein Arm auf Janes Nachthemd einen Blutfleck zurückgelassen.

Die Polizei wurde verständigt und kam kurz darauf

mit dem Besitzer einer nahegelegenen Wirtschaft an. Im allgemeinen Tumult, der nun entstanden war, hatte Lee seine Faust durch eines der schon offenstehenden Fenster gestoßen, mit der Erklärung, er habe Luft schaffen wollen.

Vor dem Speisezimmer wurde eine Blutlache entdeckt, und der Körper des Opfers war mit Papier umgeben, das in Petroleum getaucht war. Alles deutete auf Mord und Brandstiftung hin. In Lees Kammer fand man ein großes Gartenmesser, das über und über mit Blut befleckt war. Die Socken, die Lee trug, waren ebenfalls mit Petroleum getränkt, und an ihnen fand man Haare, die denjenigen des Opfers entsprachen. Endlich fand man noch eine blutbefleckte Axt und im Zimmer des jungen Mannes eine leere Petroleumkanne, die am vorhergehenden Tage noch beinahe voll gewesen war.

Während von der Polizei alle diese Entdeckungen gemacht wurden, schien dem jungen Manne das Unglück seiner Meisterin sehr zu Herzen zu gehen. Er rief immer wieder: «Oh, mein Gott, daß so etwas passieren mußte — ich habe meine beste Freundin verloren.»

«Ich war fest eingeschlafen, und die Dienstmädchen hatten große Mühe, mich zu wecken, als sie herunterkamen.»

Das schien nun nicht der Wahrheit zu entsprechen; denn als ihn Jane Neck zuerst sah, stieg er die Treppe hinauf, um sie zu stützen, und da war er mit Hemd, Hosen und Socken bekleidet.

Die Polizei hatte sich rasch ihre eigene Theorie über den Fall gebildet. Miß Keyse sei aus irgendeinem Grunde in den frühen Morgenstunden in die Vorhalle heruntergekommen und da überfallen worden. Ihr Körper sei dann in das Speisezimmer geschleppt und dort mit Hilfe des petrolgetränkten Papiers angezündet worden, um die Spuren des Mordes zu verwischen.

Alles das deutete auf John Lee als den Täter hin, und so wurde dieser am nächsten Tage verhaftet und des Mordes und der Brandstiftung angeklagt.

Die gefährlichste Zeugin gegen den Angeklagten war seine Halbschwester, die Köchin, und das Eigentümlichste während der Verhandlung war das Verhalten des Angeklagten, der eine derart stoische Ruhe zur Schau trug, daß es nicht nur dem Gericht, sondern auch der großen Zuschauermenge auffiel.

Lee wurde in beiden Fällen schuldig befunden und an das Schwurgericht in Exeter verwiesen.

Am Montag, dem zweiten Februar 1885, begannen die Verhandlungen, die drei Tage dauerten. Auch hier wieder blieb der Angeklagte überaus ruhig. Ja — als seine Korrespondenz mit der Braut verlesen wurde, da schien er das sehr lustig zu finden. Ob nun sein Verteidiger für ihn, oder ob die Zeugen gegen ihn sprachen — Lee zeigte gar keine Erregung. Ihn schien die ganze Sache nichts anzugehen.

Wieder war es seine Halbschwester, die als Belastungszeugin auftrat, aber die Verteidigung hatte herausgebracht, daß sie mit einem jungen Manne der Nachbarschaft ein Liebesverhältnis unterhielt. Der Anwalt des Angeklagten versuchte nun zu beweisen, daß als Mörder ebensogut dieser Liebhaber in Frage kommen könne. Diese Theorie mußte aber wieder aufgegeben werden, da keine Beweise erbracht werden konnten.

Der Staatsanwalt erklärte, daß von dem vielen Geld und von den Schmucksachen, die sich im Hause befanden, gar nichts abhanden gekommen war, und er schloß daraus, daß es sich um einen Rachemord handeln müsse. Lee müsse deshalb der Täter sein, denn er sei es, der von Rache gesprochen habe, als Miß Keyse sein Gehalt heruntersetzte und ihm empfahl, in die Kolonien auszuwandern.

Lee hatte schon am Anfang der Verhandlungen erklärt, er sei unschuldig, und so wogte der Kampf zwischen Staatsanwalt und Verteidigung hin und her, bis endlich am dritten Tage die Geschworenen ihr «schuldig» aussprachen.

Sofort erhob sich Lee und hörte vollkommen ruhig die Ansprache des Richters an.

«John Lee», begann dieser, «Sie sind schuldig befunden worden, einen grausamen Mord begangen zu haben, und die Beweise für Ihre Tat sind derart klar, daß ich

keinen Zweifel an der Richtigkeit des Urteils haben kann. Sie behaupten, Sie seien unschuldig! Ich wünsche, ich könnte das glauben.

Sie haben während der Verhandlungen große Ruhe gezeigt — auch jetzt scheinen Sie ruhig zu sein — aber das ist kein Beweis für Ihre Unschuld.»

Der Angeklagte hörte der langen Rede des Richters ruhig und gefaßt zu, und erst beim Schlußsatz des Urteils: «Und möge Gott Ihrer Seele gnädig sein!» verließ ihn seine Selbstbeherrschung.

Er griff plötzlich mit beiden Händen nach der Barriere und rief mit halberstickter Stimme:

«Bitte, mein Lord, ich bin ja nur deshalb so ruhig, weil ich auf meinen Gott vertraue — und mein Gott weiß, daß ich unschuldig bin!»

Einen Moment noch zögerte er, dann aber faßte er sich rasch wieder und wurde erhobenen Hauptes abgeführt.

Die Zeitungen berichteten in allen Einzelheiten über den Mord und die Verhandlungen, und die Stimmung im Volke war stark gegen den Verurteilten. Trotzdem wurde ein Gnadengesuch eingereicht, das aber, wie zu erwarten war, abgelehnt wurde.

Die Hinrichtung wurde auf Montag, den 23. Februar, angesetzt, und das Volk nahm diesen Entschluß mit Genugtuung auf. Lee aber, in seiner Zelle, war auch vom Gefängnis Kaplan zu keinem Geständnis zu bewegen. Er beteuerte immer wieder seine Unschuld und hielt auch bis zuletzt daran fest.

Am Samstag und Sonntag vor der Hinrichtung war starker Regen gefallen, und der verhängnisvolle Tag begann kalt und trocken. Vor den Gefängnismauern hatte sich eine Menge Volk versammelt, die auf das Hissen der schwarzen Fahne, zum Zeichen, daß das Urteil vollstreckt sei, wartete.

Kurz vor acht Uhr trat der Verurteilte, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, aus seiner Zelle. Vor ihm gingen der Oberwärter, der Kaplan, der Gefängnisarzt und andere «Offizielle».

Die Glocke läutete, und während der Kaplan die Grabrede hielt, betrat Lee die Plattform und stellte sich ruhig auf die Falltür. Berry, der Henker und eine Anzahl Wärter standen ebenfalls auf der Plattform, während

von unten einige offizielle Herren der Hinrichtung beobachteten.

Noch einmal hob Lee den Kopf, und da sah er die Schlinge über sich und — blieb so ruhig wie vorher. Die Schlinge wurde ihm um den Hals gelegt, eine weiße Haube wurde ihm über den Kopf gezogen, und die Wärter traten zurück. Der Henker zog den Bolzen, der die Falltür festhielt, zurück und — nichts passierte.

Zum großen Schrecken der Zuschauer bewegte sich die Falltür nicht. In einem Augenblick hatte der Henker die Situation überblickt, und sofort begann er mit einigen Wärtern auf der Falltür herumzutampeln, um sie zum Fallen zu bringen. Alles vergebens! Die Falltür bewegte sich nicht. Immer und immer wieder trampelten die Männer, stampften mit den Füßen und gebärdeten sich wie wild — alles umsonst.

Nach sechs Minuten vergeblichen Bemühens löste Berry die Schlinge vom Halse des Verurteilten und führte ihn in eine Ecke der Plattform, wo Lee ruhig und aufrecht stehen blieb.

Die Falltür wurde in Ordnung gebracht, der Haltebolzen wieder vorgeschoben, und nach vier Minuten wurde Lee wieder an seinen Platz gestellt.

Wieder wurde ihm die Schlinge um den Hals gelegt — wieder wurde der Bolzen gezogen — und wieder fiel die Tür nicht. Das unheimliche Trampeln und Stampfen fing wieder an, und trotzdem war die Falltür nicht zu bewegen.

Widerum löste man die Schlinge, und dieses Mal wurde Lee auch die Haube abgenommen, und er wurde in das Wartezimmer des Gefängnisses geführt, um dort zu verbleiben, bis der Mechanismus in Ordnung gebracht war. Die Zuschauer bemerkten, daß Lee wie ein Schlafwandler einhertaumelte. Sein Gesicht sah aus wie das einer Leiche.

Nach einiger Zeit wurde Lee wieder vorgeführt und auf die Plattform gestellt. Das grausige Schauspiel mit der Schlinge und der Haube wiederholte sich; der Bolzen wurde gezogen, und zum dritten Male funktionierte die Falltür nicht.

Nun erhoben sich Schreie des Protestes und des Abscheus, und der Gefängnisdirektor war einem Nervenzusammenbruch nahe. Eine kurze, hitzige Unterredung

folgte, und es wurde der Entschluß gefaßt, diesem abscheulichen, unbeschreiblichen Schauspiel ein Ende zu machen.

Dem Verurteilten wurden die Haube und die Schlinge abgenommen, und man führte ihn in seine Zelle zurück. Er war totenbleich und mußte von zwei Wärtern gestützt werden. Als er jedoch in der Zelle ankam, weigerte er sich, ein alkoholisches Getränk, das ihm der Direktor anbot, anzunehmen.

Das Volk, das vor den Gefängnismauern auf das Erscheinen der schwarzen Fahne wartete, wurde nun unruhig und begann zu schreien. Als aber die Menge vernahm, was vorgefallen war, schlug die Stimmung um, und man nahm Partei für Lee. Man fand es recht und billig, Lee aufzuhängen, aber ihn auf derart unmenschliche Weise zu foltern — das fand man ungerecht.

Der Fall wurde der Königin unterbreitet und Lee darauf auf Anraten des Innenministers zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Das Volk, abergläubisch wie immer, hatte natürlich in den Vorkommnissen das Walten einer höheren Macht erblickt, und es wurden allerlei Legenden um Lee verbreitet. Die natürliche Lösung des Rätsels ist aber folgende:

Die hölzerne Falltür war durch den vorhergehenden Regen aufgeschwellt worden und saß deshalb fest.

Diese Tatsache war bald bekannt geworden, und nun richtete sich die Wut des Volkes gegen die Gefängnisverwaltung und gegen den Henker Berry. In allen Zeitungen wurden Kritiken laut, und sogar die damals schon äußerst vorsichtige und konservative «Times» veröffentlichte die Zusendung eines Einwohners von Babbacombe:

Es scheint, daß man John Lee, der seiner Herrin und Wohltäterin den Schädel eingeschlagen und den Hals abgeschnitten hat, nicht hängte, weil es am Sonntag regnete und deshalb die Falltür nicht funktionierte. In Zukunft sollte man bei der Veröffentlichung einer bevorstehenden Hinrichtung stets beifügen: falls es das Wetter erlaubt!

Ob nun die außergewöhnliche Ruhe Lees ein Zeichen seiner immer beteuerten Unschuld war oder nicht, seine Erfahrungen auf der Plattform sollten jedem «Gerechtigkeitsfanatiker» genügen.

Kampf um Marcel de Vergnier

VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Als ich Marcel de Vergnier in St. Moritz traf, hatte ich ihn seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Damals war er, ein Dreißigjähriger, nach Aequatorialafrika gegangen, europamüde, angeekelt von der Nachkriegszeit, erfüllt von dem Wunsch, in einer völlig neuen Umgebung die alte Welt zu vergessen. In diesen zehn Jahren hatte er mir stets zu Weihnachten und zu Neujahr die traditionelle Glückwunschkarte geschickt: «Bonnes fêtes, heureuse année». Die Marke hatte den Stempel von Brazzaville getragen; sonst hätte ich nicht einmal gewußt, wo de Vergnier sich befand.

Und nun standen wir einander plötzlich in der Halle des großen Hotels gegenüber. Ich erkannte ihn fast nicht. Die zehn Jahre Afrika hatten ihn um zwanzig gealtert: weißes Haar, eingefallenes, gelbes Gesicht, tief in den Höhlen liegende Augen. Als ich ihn zum letztenmal in Paris gesehen hatte, war er einer der hübschesten und elegantesten Männer unseres Kreises gewesen. Niemand hätte ihm damals seine dreißig Jahre gegeben; jetzt würde ihn jeder für fünfzig gehalten haben.

Er schien sich über unser Wiedersehen zu freuen, doch war diese Freude ebenso müde und gedämpft wie es seine früher so heitere helle Stimme geworden war.

St. Moritz leuchtete weiß und blau unter der strahlenden Wintersonne, und wir schritten nebeneinander über den Schnee dem kleinen See zu.

«Frieren Sie nicht?» fragte ich, mehr um ein peinliches Schweigen zu brechen, als aus wirklichem Interesse.

«Nach Afrika?»

«Sprechen Sie, bitte, nicht von Afrika», erwiderte er heftig. «Ich will vergessen, daß es dieses Land gibt. Erzählen Sie mir lieber, was Sie in den zehn Jahren alles erlebt haben.»

Doch war dann er es, der als wir vor dem See standen, von dem verbotenen Thema anging.

«Sehr schön», sagte er. «Sehr still und friedlich. Und so... so ordentlich. Ja, ich weiß, dieser Ausdruck klingt komisch, wenn man ihn auf eine Gegend anwendet. Dennoch trifft er zu. Sehen Sie sich doch die Berge an. Ein jeder steht genau dort, wohin er gehört; er könnte nicht

gends sonst aufragen. Und der See gehört auch genau an diese Stelle.»

Sein Ton verdroß mich; ich liebe die Schweiz, und ich hatte das Gefühl, er verstehe die Schönheit dieses Landstriches nicht zu würdigen.

Er schien meine Gedanken zu erraten.

«Ich sage ja: sehr schön», meinte er. «Aber wenn ich an den Stanley-Pool-See denke, an den Kongo, den Busch...» Er zuckte die Achseln.

«Waren Sie so gern dort?» fragte ich.

«Gern? Nein. Seit Jahren, seit neun Jahren wollte ich nach Europa zurück. Jeden Tag nahm ich mir vor, die Reise anzutreten. Jeden Tag...»

Er verstummte und blickte sich nach allen Seiten um. «Hören Sie nichts?» fragte er in einem seltsamen Ton. Ich schüttelte den Kopf. Es war totenstill, so still, wie nur eine Schneelandschaft sein kann.

«Hören Sie wirklich nichts?» fragte er abermals.

«Nein. Was sollte ich hören?»

Er atmete tief. «Ich hätte geschworen...», begann er und verstummte.

«Seit wann sind Sie wieder in Europa?» fragte ich.

«Seit fünf Wochen. Ich suchte einen Ort, wo ich mir ein Haus bauen lassen kann. Irgendwo in der Schweiz. «Warum nicht in Frankreich? Sie haben Ihre Heimat doch immer so geliebt?»

«Frankreich ist mir zu nah.»

«Zu nah?»

«Ja. Zu nah von Afrika. Lachen Sie nicht. Ich meine das nicht im räumlichen Sinne, aber in Paris, im Süden, überall stößt man auf Dinge, die einen an Afrika erinnern. Man trifft Menschen, die dort waren, man sieht Bilder, liest in den Zeitungen, wann die Schiffe nach Afrika abfahren... Nein, das würde ich nicht aushalten.»

«Wenn Sie das Land so hassen, weshalb sind Sie dann zehn Jahre dort geblieben?»

«Weil ich nicht anders konnte.»

«Er sah mich düster an.

«Haben Sie je einen Menschen gleichzeitig geliebt und

gehaßt?» fragte er. «Es ist ein merkwürdiges Gefühl. Ich habe es für Afrika. Zumindest für jenen Teil, wo ich so lange gelebt habe. Ich hasse alles dort, und liebe es. Wenn ich an den Busch denke, an die Dörfer der Eingeborenen, an einen Sonnenaufgang in der wildesten Wildnis, da zuerst alles still ist, versunken im Nebel, der von dem großen Fluß aufsteigt, und dann regt sich plötzlich etwas, man weiß nicht was, vielleicht die Termiten in ihrem Bau, vielleicht irgendein kleines, wildes Tier, und die Nebel zerreißen, und die Ebene erwacht und singt zur Sonne empor... Und ein Dorf ruft das andere... Ruft und verkündet ohne Worte alles, was sich ereignet hat...»

Er starrte mit haßerfüllten Blicken auf den kleinen See.

«Mein Gott, was suche ich hier? Weshalb bin ich nicht dort geblieben? Weshalb reite ich jetzt nicht durch den Busch? Weshalb sehe ich diesen braven, zahmen See und nicht den Kongo?»

Er hob lauschend den Kopf.

«Aber jetzt, jetzt hören Sie es doch?»

«Was?» fragte ich etwas ungeduldig.

«Die Tamtams. Man hört sie doch ganz deutlich. Und wissen Sie, was sie sagen? „Komm zurück! Komm zurück!“»

Er hielt sich mit einer heftigen Gebärde beide Ohren zu.

«Ich will sie nicht hören. Will nicht. Wenn ich zurückgehe, so bin ich in ein paar Monaten tot. Das Klima, sagen die Aerzte. Aber das ist es nicht. Das Land hat an mir gefressen. Das Land. Wir Europäer passen nur in ordentlich abgezeichnete brave Länder. Länder ohne Schwung, ohne Kraft. Wir ertragen die Umarmung dieses Landes nicht, ertragen nicht seine Glut, seine Leidenschaft. Und wenn wir sie einmal gefühlt haben... dann sind wir verloren. Sind für alles andere verdorben. Alles andere ist schal, öde, langweilig von einer Erbarkeit und Tugend, die einen zum Wahnsinn treiben kann. Von einer Kälte, die einen erstarren läßt.»

Er brach ab und blickte noch einmal auf den See.